



# Projektarbeit unter Marktbedingungen

Zur Integration von Theorie und Praxis in Lehrveranstaltungen der Journalistik

## Zusammenfassung

Die Integration von Theorie und Praxis ist das entscheidende Bildungs- und Ausbildungsversprechen der Journalistik. Praxis- und Theoriebegriff werden in den fachinternen und fachexternen Debatten allerdings in diffuser Weise verwendet, sind Instrument der Wissenschaftspolitik und Gegenstand von Kontroversen, die letztlich die Grundorientierung der gesamten Disziplin berühren. Die Autoren skizzieren den Stand der Diskussion und vertreten die These, dass der zentrale Austragungsort des Theorie-Praxis-Konfliktes die Lehrveranstaltungen in der Journalistik sind; geschildert wird, wie sich die Verbindung von Wissenschaft und Anwendung, von Bildungsansprüchen und Ausbildungsanforderungen einlösen lässt. Insbesondere die Projektarbeit mit ihrer charakteristischen Verbindung von Reflexion und konkretem Tun ist es, die als Lernform in Frage kommt. Die Autoren beschreiben detailliert einzelne Projekte und die Art und Weise der berufsvorbereitenden Zusammenarbeit mit Studierenden in einer Universität – auch um eine fachdidaktische Diskussion anzustoßen, die noch immer Desiderat ist.

## Zwischen Theorie und Praxis: kleine Typologie der Einwände

Eine der zentralen Ideen, mit der die Journalistik für ihr eigenes Programm und damit auch für ihre Lehrveranstaltungen wirbt, ist bei genauerer Betrachtung ein Versprechen.<sup>1</sup> Dieses Versprechen lautet: *Integration von Theorie und Praxis*. Versprochen wird, eine Brücke zu schlagen – zwischen Hochschule und Gesellschaft, zwischen Wissenschaft und wirklichem Leben, zwischen Reflexion und konkretem Tun, zwischen Bildung und Ausbildung.<sup>2</sup> Die Frage ist jedoch seit den Gründungstagen der Disziplin, auf welche Weise man dieses Versprechen einlöst, sodass am Ende alle irgendwie zufrieden sein können: der Student, der möglicherweise jedes Seminar

auf seine Verwertbarkeit hin prüft; der auf seinem wissenschaftlichen Ansprüchen beharrende Dozent; der Redaktionsleiter, der bei Journalistik-Absolventen, die Fähigkeit voraussetzt, unfallfrei Nachrichten zu formulieren.

Allein diese Aufzählung zeigt, dass das große Versprechen der Journalistik nicht wirklich dazu taugt, aus ganzem Herzen PR für die eigene Disziplin zu machen. Die Formel von der Integration von Theorie und Praxis provoziert vielmehr eine Reihe begründeter und weniger begründeter Einwände. Es fällt leicht – unabhängig von stets konsensfähigen Zielproklamationen –, Klischees auszutauschen. Man kann ohne große intellektuelle Unkosten jede Menge Skepsis artikulieren. Skepsis gegenüber angeblich abgehobenen Theoretikern

auf der einen Seite. Oder auch: Skepsis gegenüber reinen Praktizisten auf der anderen Seite. Oder: Skepsis gegenüber den Bewohnern des Elfenbeinturms insgesamt. „Die Praxis erscheint real, welt- und lebensnah“, schreibt Peter Fuchs pointiert, „sie ist erfahrungsgesättigt. Sie hat die Aura der Fraglosigkeit, der Selbstverständlichkeit, der Weltlichkeit. [...] Die Theorie ist kalt, sie wird von überbezahlten egg-heads betrieben, die in Elfenbeintürmen hausen und kalte Füße haben oder wenigstens wie Blaise Pascal: Zahnschmerzen.“<sup>3</sup> Kurzum: Wer verspricht, er integriere Theorie und Praxis an einer Universität, ist sofort mit einer ganzen Masse von Problemen und Einwänden konfrontiert. Wir nennen nur – im Sinne eines groben, typologisierenden Überblicks – einige wenige Beispiele für solche Einwände, um dann auf die Lehrveranstaltungen und didaktischen Konzepte zu kommen; sie sind ein zentraler Austragungsort des Theorie-Praxis-Konfliktes.

- Der erste Einwand gegen die Integration von Theorie und Praxis ist *scholastischer Natur*. The-



orie und Praxis sind, wie Bernd Blöbaum mit Blick auf die Journalistik gezeigt hat,<sup>4</sup> unterbestimmte Chiffren, keine präzise bestimmten Termini. Praxis signalisiert eine Verwurzelung im Konkreten und Lebensnahen, Theorie verweist auf Unanschaulichkeit, Abstraktion, Handlungsferne.

- Der zweite Einwand gegen die Integration von Theorie und Praxis ist *prinzipieller* Natur. Man kann mit Niklas Luhmann und vielen anderen Autoren argumentieren, dass das Wissenschaftssystem und die vielen Anwendungssysteme durch grundsätzlich unüberbrückbare Abgründe voneinander getrennt sind, sich allenfalls – um das entsprechende Vokabular aufzugreifen – strukturell koppeln lassen. Integration hieße dann eigentlich: wechselseitige Irritation, gemeinsame Verstörung ohne unbedingt berechenbaren Nutzen für den jeweils anderen.<sup>5</sup>

- Der dritte Einwand im Spannungsfeld von Theorie und Praxis ist *hierarchischer* Natur. Es geht um Dominanzverhältnisse und Relevanzfragen. Manche Autoren beklagen eine „Tyrannei der Praxis“<sup>6</sup>. Andere kritisieren dagegen eine Dominanz allzu abstraktionsverliebter Theorie-Spiele, die sich von der Welt der Erfahrung vollkommen abgelöst hätten.<sup>7</sup> Das heißt, es geht immer auch um die Frage, welche Bedeutung man Theorie und Praxis grundsätzlich zugestehen möchte.

- Der vierte Einwand ist *strategischer* Natur. Gegenwärtig (um genauer zu sein: eigentlich seit Beginn des Bologna-Prozesses) gerät das Gefüge von Theorie und Praxis an den Universitäten durcheinander. Sie sollen (Stichwort: employability) sehr viel stärker bedarfsgerecht ausbilden – ohne jedoch zur Berufsakademie zu werden, ohne die autonome, nicht von Verwertungsdenken geprägte Entfaltung der Persönlichkeit ganz zu vernachlässigen. Damit steht insbesondere die universitäre Journalistik mit ihrem Integrationsversprechen vor einem strategischen Dilemma, das sich in zugespitzter Form folgendermaßen umschreiben lässt: Setzt sie voll auf die Praxis, verwischt sie die Grenze zur Fachhochschule und macht sich damit im Extremfall selbst überflüssig. Kappt sie umgekehrt die Praxisbezüge und setzt noch entschiedener auf die Forschung, enttäuscht sie die Studierenden – und

zerstört die eigene disziplinäre Tradition. Die Universitäten stehen deshalb vor der Aufgabe, einen erkennbar universitätsfähigen Begriff von Praxis zu entwickeln, ohne die journalistische Berufsvorbereitung aus dem Blick zu verlieren.<sup>8</sup>

- Der fünfte Einwand ist sehr *konkreter* Natur und wird seit mindestens 15 Jahren im Fach formuliert; er lautet in grober Paraphrase: Die Formel von der Integration von Theorie und Praxis klingt gut, allerdings ist nach wie vor unklar, wie man sich ihre Umsetzung eigentlich vorzustellen hat. Welche Mischungsverhältnisse sind sinnvoll? Welche Lehr- und Lernformen wählt man in der Journalistik? Wie geht man hochschuldidaktisch bzw. fachdidaktisch vor, um das Integrationsversprechen einzulösen?

### Lernformen und Kompetenzen: das Fehlen einer Fachdidaktik

Wenn man sich diese Fragen stellt, dann zeigt sich: Es gibt vielfältige Integrationsanstrengungen auf der Ebene der einzelnen Lehrveranstaltungen: Seminare, Übungen und Projektarbeiten zu den journalistisch relevanten Kompetenzen; die Vergabe von Lehraufträgen an Praktiker, die Integration von Pflichtpraktika oder verkürzten Volontariaten in das Studium; die begleitende Reflexion dieser Tätigkeiten in sogenannten Praktikumscolloquien. Zu finden sind: die mehr oder weniger authentische Simulation von praxisbezogenen Aufgaben, die Arbeit in hochschulinternen Lehrredaktionen, die dann ein journalistisches Produkt erstellen; die gleichsam marktgesteuerte Produktion von Beilagen, Serien, Radio- und Fernsehsendungen. Und so weiter.

Vergleichsweise konsensfähig sind auch, so zeigt eine Auswertung der Curricula zentraler Journalistik-Studiengänge, die Kompetenzen, die vermittelt werden sollen.<sup>9</sup> Verlangt werden: „1. Rollenkompetenz und soziale Orientierung: Handeln nach Maßgabe der gesellschaftlichen Funktions- und Rollenzuweisung an den Journalismus mit allen daraus abzuleitenden Regeln und Maximen (wie: funktionale Unabhängigkeit; ethisch begründeter Umgang mit den Rechten Dritter; Kritik und Kontrolle öffentlicher Machtträger). 2. Handwerkliche Kompetenz: Professionelle Fertigkeiten für die

Abschied von einer statischen Belehrungskultur.



Beschaffung, Aufbereitung und öffentliche Verbreitung von Informationen an ein disperses Publikum (wie: Recherche, Textredaktion, Vermittlungs- und Präsentationstechniken). 3. Fachliche Kompetenz: Wissen über ein Gebiet (wie: Ressortwissen, Fachjournalismen) bzw. hohes Zugangswissen, um sich als sog. Generalist in wechselnde Gebiete kurzfristig einzuarbeiten (wie: Lokalredakteure, Reporter).<sup>10</sup> Ebenso wenig umstritten sind, so eine Befragung von Journalistenausbildern, die individuellen Befähigungen, die ein Qualitätsjournalist ausbilden bzw. besitzen sollte.<sup>11</sup> Dazu gehören etwa: ein autonomer, unbestechlicher Umgang mit den Interessen anderer; eine von „Neugier getriebene und zugleich von Skepsis kontrollierte Informationsbeschaffungslust“<sup>12</sup>; Engagement für das „Prinzip Öffentlichkeit“; Respekt vor der Eigenart des Gegenübers, unabhängig davon, ob es sich um Opfer oder Täter handelt; eine Freude an der verantwortungsvollen Vereinfachung, der informierenden, unterhaltenden und möglichst verständlichen Präsentation von Sachverhalten; eine schnelle Auffassungsgabe sowie Belastbarkeit und Stressfähigkeit.

Was fehlt, ist eine systematisch geführte Diskussion im Fach zu didaktischen bzw. fachdidaktischen Fragen.<sup>13</sup> Bemerkungen zur Didaktik der Theorie-Praxis-Verknüpfung sind, wenn überhaupt, allenfalls in Spurenelementen vorhanden. Es gilt noch immer, was Siegfried Weischenberg schon vor Jahren formulierte: „Das Fach hat einen Nachholbedarf an didaktischer Phantasie und einen Nachholbedarf an Diskussion über didaktische Fragen“.<sup>14</sup> Vielleicht war die Beschäftigung mit diesem Mangel der Grund, warum die Redaktion des „Fachjournalist“ bei den Autoren angefragt hat, einige unserer eigenen Versuche der Theorie-Praxis-Integration vorzustellen, die wir in den letzten Jahre am Institut für Journalistik und Kommunikationswissenschaft der Universität Hamburg erprobt haben.

Wir tun dies mit dem Hinweis, dass es sich hier um didaktische Versuche handelt, die wir – auch mit dem Ziel einer breiteren Debatte über fachdidaktische Fragen – zur Diskussion stellen. Wir knüpfen mit unserer Arbeit an Erfahrungen in Dortmund, Eichstätt, Leipzig und anderen Orten

an, wo die journalistische Projektarbeit eine lange Tradition hat.

### Das Konzept: Projektarbeit unter Marktbedingungen

Was wir in den vergangenen Jahren versucht haben, ist – um ein Label zu erfinden – Projektarbeit unter Marktbedingungen. Das heißt: Zusammen mit Studierenden, Praktikern (Journalisten, Designern, Verlegern) haben wir mehrere Bücher geschrieben und eine Netz-Zeitschrift konzipiert, die über die Grenzen der Hochschule hinaus wirken sollten. Dabei zeigte sich, dass die Projektarbeit eine Reihe von Vorzügen besitzt, die sie für die Fachdidaktik der universitären Journalistik besonders attraktiv machen. Markante Charakteristika sind:

- die enge Verknüpfung von Wissen und Handeln, von Theorie und Praxis, von Reflexion und Handwerk
- die Offenheit für Formenvielfalt, intellektuelle Neugier, kooperatives Nachdenken und dialogorientiertes Lernen
- die Nichtvereinbarkeit mit einer statischen Belehrungskultur
- die Suche nach neuen didaktischen Rollenmodellen, um ein problemorientiertes Lehren und Lernen zu unterstützen.

Die Ausgangsüberlegung der drei Projekte, die im Folgenden beschrieben werden sollen, war ein mehrfaches Unbehagen: Zum einen haben heute viele auch ganz hervorragende Studierende

Es könnte – gerade in Zeiten einer virulenten Medienkrise – Aufgabe der Journalistik sein, einen Ort der beruflichen Utopien, des Mutmachens und des Experimentierens zu kreieren.

Schwierigkeiten, eine Festanstellung im Journalismus zu finden. Deshalb sollte die Projektarbeit als eine Art publizistische Visitenkarte die Bewerbungschancen der angehenden Journalisten verbessern. Zum anderen fanden wir manche an Hochschulen

übliche Trockenübung (Motto: Wir lernen die Geschichte der Reportage kennen und schreiben vielleicht irgendwann auch eine) selbst unbefriedigend und langweilig. Und schließlich waren wir der Ansicht, dass es – weil viele Studierende mutlos auf den Arbeitsmarkt blicken – Auf-



gabe der Journalistik sein könnte, einen Ort der beruflichen Utopien, des Mutmachens und des Experimentierens zu kreieren.

### Studierende schreiben einen Berufsratgeber: Das Trendbuch Journalismus

Im Jahre 2004 entstand das Trendbuch Journalismus. 24 Studierende führten Interviews mit prominenten Medienmachern – von Michael Jürgs bis Anne Will, von Kai Dieckmann bis Michael Naumann, von Katja Kessler bis Sandra Maischberger: ein Berufsratgeber *für* angehende Journalisten, verfasst *von* angehenden Journalisten.

Die Schlüsselfrage war, welche Kompetenzen man in einer sich rapide verändernden Medienwelt (Stichwort: Entgrenzung des Journalismus) braucht, wie man seine Chancen in einer prekären Gegenwart und ungewissen Zukunft nutzen kann. Ohne sich auf dubiose PR-Jobs einzulassen, ohne sich mit möglichst blutigen

Geschichten auf den Boulevard zu begeben oder sich mit kleinen Steuerbetrügereien und Journalistenrabatten über Wasser zu halten. Was Journalisten vor allem brauchen, darüber waren sich die Befragten dann erstaunlich einig.<sup>15</sup> Die Leiterin der renommierten Henri-Nannen-Schule, Ingrid Kolb, beschrieb den perfekten Nannen-Schüler so: „Er will voller Leidenschaft und mit großem Ernst in diesen Beruf und schöpft das Angebot, das wir ihm bieten, bis zur Neige aus. Außerdem sollte er ein bisschen frecher und widerständiger sein als die Mehrheit junger Journalisten, nicht so angepasst wie viele, die sich zu früh verbiegen lassen.“ Der Spiegel-Reporter Cordt Schnibben ergänzte: „Man braucht Verbissenheit und Selbstvertrauen.“ Und Siegfried Weischenberg brachte die Kerntugend eines ganzen Berufsstandes auf die Formel: „Wer nicht wirklich für den Journalismus brennt, sollte es lassen.“ Es ähnelten sich auch viele der eher handfesten Empfehlungen für die Ausbildung. Quer durch die politischen Lager und Mediengattungen verlangte man eine gute Allgemeinbildung und vor allem die Beherrschung des Handwerks. Das Konzept einer spezifischen, auf das einzelne Medium bezogenen Ausbildung wurde unisono verworfen. Auch vom Chefredakteur des Internet-Magazins „Spiegel online“, Mathias Müller von Blumencron: Online-Journalisten müssen

Ein Journalist muss unter Zeitdruck recherchieren, präzise formulieren und unterhaltend informieren können – egal ob für Radio, Fernsehen oder Print- und Netzmedien.

seiner Ansicht nach einfach nur gute Journalisten sein. „Das bedeutet“, so erläuterte er den Studierenden, „dass man hartnäckig recherchiert, sich nicht abwimmeln lässt, eine gewisse Selbstdisziplin besitzt, zuhören und gezielt und kritisch nachfragen kann, eine gute Allgemeinbildung mitbringt und dann natürlich die entsprechende Schreibe besitzt – das sind alles Grundqualitäten, die man überall benötigt.“

Eine moderne Ausbildung vermittelt, so das Votum der Interviewten, möglichst universell einsetzbare Schlüsselqualifikationen, am Ende steht

der spezialisierungsfähige Journalist, der Texte für die Massenmedien. Ein Journalist muss unter Zeitdruck recherchieren, präzise formulieren und unterhaltend informieren können – egal ob für Radio, Fernsehen oder Print- oder Netzmedien. Der ehemalige Journalist und heutige Vorstandsvorsitzende

der Werbeagentur Scholz & Friends Sebastian Turner riet deshalb: „Auf eines sollte man meiner Ansicht nach mehr denn je achten: dass die jeweilige Ausbildung breit genug ist für ein vollkommen unberechenbar gewordenes Berufsleben. Wenn man sich sehr eng auf eine bestimmte Tätigkeit hin qualifiziert und diese Tätigkeit sich ändert oder einem nach ein paar Jahren keinen Spaß mehr macht, dann geht es einem wie einer Friseurin, die eine Allergie gegen Haarwaschmittel bekommt.“

Strittig war dagegen, wo man diese allgemeinen Kompetenzen, die jeder Journalist braucht, am besten erwirbt: während eines Volontariats, an einer Journalistenschule oder an der Universität. Diverse Gesprächspartner, darunter Bascha Mika, Chefredakteurin der „taz“, lobten die gute Schule eines verantwortungsvollen Boulevardjournalismus, der schnell auf den Punkt kommt, extrem verdichtet und den Leser packt. Ebenso galt vielen der Lokaljournalismus als idealer Einstieg in den Beruf. Menso Heyl, Chefredakteur des „Hamburger Abendblatts“: „In diesem Ressort kann man das, was in unserem Beruf wesentlich ist, am besten lernen. Alle Themen – von Politik, Wirtschaft, Sport, Kultur bis zum Vermischten – sind vertreten. Die Auseinandersetzungen finden vor der eigenen Haustür statt;



die Menschen, über die man schreibt, sind in unmittelbarer Nähe.“

Diejenigen, die den Berufseinstieg geschafft haben, so wurde den Studierenden deutlich, müssen lernen, sich durchzusetzen; sie brauchen gute Nehmerqualitäten und sollten vor allem den Zwang zur Selbstständigkeit als Chance sehen. Erfolgreiche Journalisten sind heute Unternehmer, die Absatzstrategien und einen eigenen Stil entwickeln, selbst zur Marke werden. „Wer Angst vor Unsicherheit hat, sollte sich einen anderen Job aussuchen“, gab Sandra Maischberger zu Protokoll.

### Studierende konzipieren ein Netz-Magazin: das Projekt WebWatching

2005 hat Bernhard Pörksen – zusammen mit Studierenden, einem freien Mitarbeiter der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ und einer Agentur von Designern – die Netz-Zeitschrift WebWatching konzipiert, die als Interviewmagazin gedacht war.<sup>16</sup> Die erste und bis auf Weiteres auch letzte Ausgabe befasste sich mit Weblogs, Wikis und freier Software und widmete sich der Frage, wie diese den Journalismus verändern; interviewt wurden Blogger, Wissenschaftler, Essayisten. Ausgangspunkt dieser Projektarbeit waren u. a. folgende Beobachtungen:

- Die journalistischen Darstellungsformen wandeln sich – im Netz und anderswo; man versucht, aus dem Korsett strikt linear organisierter Präsentation auszubrechen, arbeitet stärker modular, eröffnet neue Möglichkeiten der Interaktion – und hat insgesamt unendlich viel Platz für Experimente zur Verfügung, mit denen sich allerdings gegenwärtig noch wenig Geld verdienen lässt.

Gefordert ist von Seiten des Lehrenden eine Balance zwischen Prozessorientierung und Ergebnisfixierung, zwischen Kontrolle und Loslassen.

- Zunehmend verändern Suchmaschinen die Recherche und prägen, was wir als relevant wahrnehmen und für wichtig halten. Mittlerweile beeinflussen manche War- und Weblogs auch etablierte Publizisten und (über den Umweg der traditionellen Medien) gelegentlich die Öffentlichkeit.

- Nach amerikanischem Vorbild bilden sich gegenwärtig Formen der Laien-Berichterstattung

heraus. Aber auch diese Variante des basisdemokratischen, nicht selten ziemlich enthemmten Schreibens ist, so die in den Interviews erprobte These, sicher kein völlig neuer Journalismus, sondern eher eine alternative Publizistik, die ihr Medium gefunden hat.

Es entstand aus den Gesprächen und Begegnungen ein breites Spektrum der Erkenntnisse und Einsichten, die – bei allen Differenzen im Detail – eines gemeinsam hatten: das Bemühen um eine Form der Bestandsaufnahme, die nicht von unkritischer Euphorie oder apokalyptischer Schwarzmalerei geprägt ist. Die Behauptung, der gegenwärtige Journalismus werde schon übermorgen durch smarte Blogger und bürgernahe Recherche-Genies ersetzt, wurde kaum im Ernst vertreten, auch vom Entstehen des ganz neuen und endgültig multimedialen Journalismus war nicht mehr die Rede. WebWatching illustrierte – im Sinne einer unvermeidlich subjektiven Momentaufnahme – eine Phase der Normalisierung im Umgang mit dem Netz-Medium.

### Studierende recherchieren Inszenierungswissen: das Buch Medienmenschen

In diesem Tagen veröffentlichen die Autoren – wieder mit einer Gruppe von 25 Studierenden – das Buch Medienmenschen. Die Schlüsselfrage lautete dieses Mal: Was machen die Medien mit den Prominenten und was machen die Prominenten mit den Medien? Auch dies ist ein Gesprächsbuch. Es enthält 30 Interviews der Studierenden mit Prominenten aus allen gesellschaftlichen Sphären, darunter sind: Joschka Fischer, Ursula von der Leyen, Günter Netzer, Frank Schirrmacher, Regina Halmich, Peter Sloterdijk, Verona Pooth, André Heller, Hans-Olaf Henkel. Ziel

der Projektarbeit war es, zu erfahren, was Medialisierung ganz konkret heißt – und zwar von denen, die sie betrifft und die sie betreiben. Die Reflexion der eigenen, herausgehobenen Rolle im Spiegelkabinett moderner Medien ist das zentrale Thema der Gespräche. Die Interviewten geben Auskunft über sich und ihre Images, über die Usancen der Inszenierungsgesellschaft, über das Geschäft mit der Prominenz und seinen Preis. Das Ergebnis sind subjektive Medienthe-



orien, die auf Erfahrungswissen beruhen. Einige sind sich alle Befragten darin, dass Medien die Wahrnehmung der Welt prägen, ja eine eigene Welt mit ihren Gesetzen und Gebräuchen, ihren Figuren und Mythen schaffen. Es ist eine Welt der Sensationen und der Vereinfachungen, eine Welt der immergleichen Dramen, der starken Wertungen und schnellen Etikettierungen.<sup>17</sup> Medien können, so sagt beispielsweise Bundesfamilienministerin Ursula von der Leyen, zu ihrem Image befragt, „nur selten ein differenziertes Bild zeichnen, also greifen sie sich den Teil der zu beschreibenden Person heraus, der scheinbar am typischsten ist. Auf diese Weise entstehen Klischees, die dem Leser zugleich das Verständnis einer Geschichte erleichtern [...] Ich habe gelernt, solche Images zu akzeptieren, aber nicht zu verinnerlichen.“ Ähnlich sieht es Michel Friedman. Natürlich lasse ihn sein mediales Bild nicht völlig kalt – aber es handle sich doch um ein Konstrukt, mit dem er versuche, spielerisch umzugehen. Die Entstehung beschreibt Friedman, der selbst als Journalist arbeitet, kühl als weitgehend selbstreferenziellen Prozess: „Journalisten übernehmen – nicht nur in meinem Fall – sehr vieles kritiklos, statt selbst zu recherchieren und sich ein eigenes Urteil zu bilden. Wer ein Porträt schreibt, geht ins Archiv und liest das, was die Kollegen geschrieben haben, und orientiert sich daran. Aus dieser Akkumulation von oberflächlichen Bewertungen entstehen dann Artefakte, Kunstfiguren, die mit der Realität wenig zu tun haben.“

Gemeinsam ist allen, die interviewt wurden auch, dass sie Medien als mächtig, teilweise sogar allmächtig erleben, der Boulevardpresse wird gelegentlich eine quasi-göttliche Macht zugesprochen. Sie kann ungeheuer nützen und schaden, sie kann Stars erzeugen und vernichten. Einige der Interviewten berichten den Studierenden, wie sie sich unter Druck gesetzt, ja erpresst fühlen. Boulevardjournalisten drohen, Belastendes zu veröffentlichen und versprechen ihrem Opfer – im Falle der Kooperation – Mitspracherecht. Deutlich wird ihnen signalisiert, dass Schweigen

keine Alternative in der Mediengesellschaft ist. Die Berichterstattung über Prominente erscheint als amoralischer Pakt, über den die Beteiligten nur ungern sprechen, weil sie aufeinander angewiesen sind. Man verachtet und braucht sich.

Ausgangspunkt der Gespräche war stets: der Widerspruch zwischen dem öffentlichen Image und dem privaten Ich des Prominenten, zwischen der Medienrealität und dem eigenen Erleben. Wer prominent wird, so wurde den Studierenden im Laufe der Recherchen deutlich, gibt auf

Eine harte Prüfung sozialer Fähigkeiten gibt es im Umgang mit prominenten Gesprächspartnern gratis: Wer ein verstümmeltes und entkerntes Interview zurückbekommt, braucht Hartnäckigkeit, Fingerspitzengefühl und professionelles Selbstbewusstsein, um den ruinierten Text im Autorisierungsprozess wieder zu reparieren.

dem Weg zum Ruhm einen Teil seiner Persönlichkeit ab; sie wird zu einer fiktiven Figur im medialen Spiel und tritt ihm in dieser Gestalt wieder entgegen. Zu Beginn der jeweiligen Medienkarriere hat der Prominente noch Einfluss auf das, was über ihn und die Seinen veröffentlicht wird. Er hat als Sportler einen Rekord aufgestellt, als Politiker ein wichtiges Amt erobert, wurde als Durchschnittsbürger in ein spektakuläres (Medien-)Ereignis verstrickt, geriet ins Umfeld von Prominenten

oder wurde schlicht in eine berühmte Familie hineingeboren. Nach dieser Initiation in die Kaste der Stars und Sternchen schwindet der Einfluss des Medienmenschen auf sein Image. Er verliert Autonomie, Kontrolle über sein öffentliches Bild. Sie zurückzugewinnen ist schwierig, vielleicht sogar unmöglich. Denn das Problem vieler Prominenter ist, dass die Entscheidung sich zu öffnen, irreversibel zu sein scheint. Wer einmal Privates preisgibt, liefert sich ganz grundsätzlich der Mediengesellschaft aus. Und die kennt kein Recht auf Intimität, sondern deckt kühl ihren wachsenden Bedarf an Darstellern, um immer mehr bunte Seiten und Sendeflächen zu füllen.

### Das inhaltliche Muster der Projektarbeit: eine wissenschaftlich interessante Fragestellung journalistisch zuspitzen

Das heißt im Sinne einer verallgemeinernden Zusammenfassung: Der inhaltliche Ausgangspunkt der genannten Projektarbeiten ist stets eine wissenschaftlich interessante und auch theoretisch ergiebige Fragestellung des Faches, also



zum Beispiel: Wie verändern sich – in Zeiten der Entgrenzung des Journalismus – die Anforderungsprofile für angehende Journalisten? (Diese Frage war der Anlass für das Trendbuch Journalismus). Oder: Welche Folgen hat der Laien-Journalismus der Blogger für die Profession? (Solche Überlegungen standen am Beginn der Konzeptionsphase von WebWatching). Und schließlich: Mit welchen Strategien inszenieren sich Prominente in der Mediengesellschaft? (Dies war die intellektuelle Inspiration für das Buch Medienmenschen).

Auch die Darstellungsform blieb stets die gleiche. Immer haben wir die Form des Interviews gewählt, dies aus mehreren Gründen. Sie ermöglicht den Studierenden die persönliche Begegnung mit wichtigen Gesprächspartnern, die sonst undenkbar wäre. Wann debattiert ein Joschka Fischer oder eine Ursula von der Leyen sonst mit ihnen?

Zudem setzt das Interview vielfältige Lernprozesse voraus und trainiert ganz unterschiedliche Kompetenzen: Man muss sich gut auf den Gesprächspartner und das Thema vorbereiten, sein Anliegen in der Gesprächssituation vertreten und aus dem Material ein faktenreiches und gut lesbares Interview machen. Eine harte Prüfung sozialer Fähigkeiten gibt es im Umgang mit prominenten Gesprächspartnern gratis: Wer von einem Politiker bzw. seinem übervorsichtigen Pressesprecher ein verstümmeltes und entkerntes Interview zurückbekommt, braucht Hartnäckigkeit, Fingerspitzengefühl und eine sehr große Portion professionelles Selbstbewusstsein, um den ruinierten Text im Autorisierungsprozess wieder einigermaßen zu reparieren.

### **Das organisatorische Muster der Projektarbeit: den Mikrokosmos einer Redaktion aufbauen**

Organisatorisch und vom Ablauf her funktionieren diese Veranstaltungen nach folgendem Muster: Zu Beginn wird der Mikrokosmos einer Redaktion aufgebaut, deren Mitglieder sich aus den Studierenden und einer Reihe von Profis (einem Textchef, einem Artdirector etc.) zusammensetzen. Gleich zu Seminarbeginn wird der Auftrag präsentiert – z. B. eben einen Ratgeber für junge Journalisten zu schreiben. Dann arbeitet sich die Seminargruppe über mehrere Wochen

in die wissenschaftliche und nicht-wissenschaftliche Literatur ein, es entsteht ein gemeinsames Reflexions- und Diskussionsfeld. Zu diesem Zeitpunkt sind die nötigen Reise- und Recherchegelder, Druckkostenzuschüsse, die Honorare für Fotografen etc. bei den einschlägigen Stiftungen bereits eingeworben. Es folgt die Wahl der Interviewpartner, ein Interviewtraining, die Terminabsprache, die eigentliche Vorbereitung auf das konkrete Gespräch, jeweils in einem Team von zwei Studierenden. Dann werden die Interviews geschrieben und von dem Textchef redigiert, schließlich autorisiert; die Studierenden übernehmen die Foto- und Schlussredaktion des Buches und auch seine Vermarktung. Sachbuchagenten und Verlagslektoren werden ins Seminar eingeladen und geben Tipps. Wenn das Buch erschienen ist, nutzen die Studierenden es zur Bewerbung, durchaus auch bei ihren Interviewpartnern. So haben drei Studierende eine Stelle aus den Reihen ihrer Interviewpartner für das Trendbuch Journalismus angeboten bekommen.

### **Das didaktische Muster der Projektarbeit: von der Instruktion zur Inspiration**

Didaktisch sind vier Punkte für unsere Arbeit zentral. Zum einen wird bei dieser Art von Projekten der Ernstfall nicht nur simuliert, er tritt tatsächlich ein. Buchverträge sind geschlossen, Stiftungsmittel eingeworben, Termine vereinbart: Das Projekt darf also eigentlich nicht scheitern, diese Möglichkeit besteht aber selbstverständlich. Die Eventualität des Scheiterns einerseits und die Perspektive, im Fall des Erfolgs ein gelungenes Produkt in den Händen zu halten, sind sehr wichtig, um die Motivation zu halten und die vielen Überstunden, die bei solchen Vorhaben notwendigerweise anfallen, zu rechtfertigen.

Zweitens stehen Wissen und Handlung, Frage und Antwort, Problem und Lösung in einem ganz besonderen Verhältnis, das für die Projektarbeit insgesamt charakteristisch ist. Die Studierenden schreiben erst ein Buch – und reden dann mit Verlegern und Sachbuchmaklern über den Markt an sich; sie bereiten sich, häufig mit Hilfe der Archive großer Verlage, auf die Interviews vor, sie lesen und sichten Unmengen von Material, führen Hintergrundgespräche mit Experten – dies stets mit Blick auf eine ganz konkrete, handlungs- und problembezogene Aufgabe. Die zu lösende Aufgabe (zwei junge Studentinnen



führen ein durchaus kontroverses Gespräch mit einem Medienprofi wie Joschka Fischer, schreiben dann das Interview im Team, kriegen ihn noch vor der Abreise nach Princeton zu fassen, um den Text durchzugehen) steht absolut im Zentrum.

Und drittens arbeiten wir exzessiv mit der Methode des sogenannten Microteaching, das heißt: Jedes Problem auf dem Weg zum Ziel wird in unter Umständen mikroskopisch kleine Einzelaufgaben zerlegt – und im Detail trainiert. Zum Beispiel: Wie stellt man eine Frage? Wie dirigiert man ein Gespräch? Wie entschärft man einen Konflikt? Wie schreibt man ein Interview? Wie redigiert man es? Wie forciert man eine reibungslose Autorisierung?

Viertens setzt diese Art von Arbeit eine besondere Beziehung zwischen Lehrenden und Lernenden voraus: Es gilt, bei solchen Projekten von Anfang an auf Kooperation, Vertrauen und ein fast kollegiales Miteinander zu setzen. Das heißt auch, dass man sehr viel Arbeit in die klimatischen Verhältnisse investieren muss. Es kommt darauf an zu zeigen, dass die Herausforderungen zu meistern sind, dass sich Engagement lohnt, dass – trotz einer sehr klaren und im Zweifel hierarchischen Rollen- und Aufgabenverteilung – eigene Vorschläge und Ideen gefragt sind.<sup>18</sup> Gefordert ist von Seiten des Lehrenden eine Art situationsbezogenes Rollenswitching und eine Balance zwischen Prozessorientierung und Ergebnisfixierung, zwischen Kontrolle und Loslassen. Man ist als Experte, als Coach und Trainer, gelegentlich als Moderator und manchmal auch als jemand gefordert, der Absprachen schlicht durchsetzt oder Entscheidungen verkündet.<sup>19</sup>

### Entscheidung im Konkreten

Damit kommen wir zum Schluss und wieder zu unserer Ausgangsfrage zurück. Unsere These ist: Das Versprechen, Theorie und Praxis zu verbinden, kann man, wie zu Beginn angedeutet, sehr grundsätzlich debattieren, aber die allgemeine Diskussion über die Journalistik zwischen Wissenschaft und Anwendung scheint uns ausgereizt. Sie ist fachlich nicht mehr profitabel. Wichtig und für die Journalistik bedeutsam wäre ein verschärftes Bemühen um fach- und hochschuldidaktische Konkretisierung. Welche Praxis und welche Kompetenzen entstehen, so gilt es zu

fragen, bei der Integration von Theorie und Praxis, etwa in oben beschriebenen Projekten? Und warum und aus welchen Gründen ist diese Praxis wünschenswert? Für die Studierenden und ihren Beruf, für die Lehrenden und ihre Forschung, für die jeweilige Hochschule und ihr Profil?

#### Endnoten

- 1 Für wichtige Anregungen danken die Autoren Michael Haller, Ulrich Pätzold und Siegfried Weischenberg.
- 2 Zum Programm der Journalistik vgl. auch Hömberg (2002), Pätzold (2000) und Pöttker (1998; 2005).
- 3 Fuchs (2000), S. 64.
- 4 Blöbaum (2000), S. 13.
- 5 Zu genaueren Diskussion dieses Einwands vgl. Pörksen (2006), S. 303 ff. und Pörksen (im Druck).
- 6 Weber (2003), 175.
- 7 Vgl. insgesamt Haller (2000).
- 8 Um hier wieder für institutionelle bzw. funktionale Abgrenzung zu sorgen, kann es selbstverständlich kein Ziel universitärer Profilierung sein, sich von employability als Bildungsziel wieder zu distanzieren und rein auf die Forschung zu konzentrieren; dies hätte sicherlich eine massive Marginalisierung zur Folge. Zum Problem der Abgrenzung von Fachhochschulen und Universitäten in den Zeiten von Bologna vgl. Kohler (2004), S. 7.
- 9 Zu den Kompetenzen von Journalisten vgl. auch Weischenberg/Kriener (1998), S. 18 ff.
- 10 Haller/Köhler (2003), S. 3.
- 11 Vgl. Haller/Köhler (2003), S. 4.
- 12 Haller/Köhler (2003), S. 4.
- 13 Zum Begriff der Fachdidaktik vgl. Blöbaum (2000), S. 84.
- 14 Zitiert nach Blöbaum (2000), S. 18.
- 15 Alle nachfolgenden Zitate entnehmen wir dem Trendbuch Journalismus. Vgl. die einzelnen Interviews in Pörksen (2005).
- 16 Leider war es – vor allem aus finanziellen Gründen – nicht möglich, diese Zeitschrift fortzuführen. Die erste und letzte Ausgabe ist unter folgender Netz-Adresse als Flash- und HTML-Version zu besichtigen: [www.webwatching.info](http://www.webwatching.info)
- 17 Alle nachfolgenden Zitate entnehmen wir dem Buch Medienmenschen. Vgl. die einzelnen Interviews in Bergmann/Pörksen (2007).
- 18 Zu den Merkmalen universitärer Projektarbeit und einer kreativitätsfreundlichen Lernkultur vgl. auch Beckhaus (2006), S. 3f.
- 19 Zu den Rollenmodellen für Journalistik-Lehrende – im Rahmen einer konstruktivistisch geprägten Argumentation – vgl. Pörksen (2006), S. 285 ff.

#### Literatur

- BECKHAUS, S. (2006): Seven Factors to Foster Creativity in University HCI Projects, unveröffentlichtes Manuskript, S. 1-5.
- BERGMANN, J./PÖRKSEN, B. (2007) (Hrsg.): Medienmenschen. Wie man Wirklichkeit inszeniert, Münster.
- BLÖBAUM, B. (2000): Zwischen Redaktion und Reflexion. Integration von Theorie und Praxis in der Journalistenausbildung, Münster.
- FUCHS, P. (2000): Die Skepsis der Systeme. Zur Unterscheidung von Theorie und Praxis, in: Gripp-Hagelstange, H. (Hrsg.): Niklas Luhmanns Denken. Interdisziplinäre Einflüsse und Wirkungen, Konstanz, S. 53-74.
- HALLER, M. (2000): Die zwei Kulturen. Journalismustheorie und journalistische Praxis, in: Löffelholz, M. (Hrsg.): Theorien des Journalismus. Ein diskursives Handbuch, Wiesbaden, S. 101-122.
- HALLER, M./KÖHLER, S. (2003): Kompetenz – Allerweltsformel oder Schlüsselbegriff in den berufsbezogenen Studiengängen der Kommunikations- und Medienwissenschaft?, unveröffentlichtes Manuskript, S. 1-13.
- HÖMBERG, W. (2002): Expansion und Differenzierung. Journalismus und Journalistenausbildung in den vergangenen drei Jahrzehnten, in: Altmeppen, K.-D./Hömberg, W. (Hrsg.): Journalisten-





- ausbildung für eine veränderte Medienwelt. Diagnosen, Institutionen, Projekte, Wiesbaden, S. 17-30.
- KOHLER, J. (2004): Schlüsselkompetenzen und „employability“ im Bologna-Prozess, in: Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft e. V. (Hrsg.): Schlüsselkompetenzen und Beschäftigungsfähigkeit. Konzepte für die Vermittlung überfachlicher Qualifikationen an Hochschulen, Juni, S. 5-15.
- PÄTZOLD, U. (2000): Journalismus und Journalistik. Definitionsproblem und theoretische Perspektive, in: Löffelholz, M. (Hrsg.): Theorien des Journalismus. Ein diskursives Handbuch, Wiesbaden, S. 417-428.
- PÖRKSEN, B. (2005) (Hrsg.): Trendbuch Journalismus. Erfolgreiche Medienmacher über Ausbildung, Berufseinstieg und die Zukunft der Branche, unter Mitarbeit von Jens Bergmann, Köln.
- PÖRKSEN, B. (2006): Die Beobachtung des Beobachters. Eine Erkenntnistheorie der Journalistik, Konstanz.
- PÖRKSEN, B. (im Druck): Zwischen Theorie und Praxis. Disziplin-konstitution in einem Feld der Widersprüche: die universitäre Journalistik, in: Fachsprache. International Journal of LSP.
- PÖTTKER, H. (1998): Öffentlichkeit durch Wissenschaft. Zum Programm der Journalistik, in: Publizistik, 43. Jg., Nr. 3, S. 229-249.
- PÖTTKER, H. (2005): Gegen die Ideologie vom „Begabungsberuf“. Zehn Thesen zur Perspektive der Journalistik, in: Journalistik Journal, 8. Jg., Nr. 2., S. 10-11.
- WEBER, S. (2003): Under Construction. Plädoyer für ein empirisches Verständnis von Medienepistemologie, in: Münker, S./Roesler, A./Sandbothe, M. (Hrsg.): Medienphilosophie. Beiträge zur Klärung eines Begriffs, Frankfurt a. M., S. 172-184.
- WEISCHENBERG, S. (1990): Journalismus lehren. Didaktik und Ressourcen in der überbetrieblichen Journalistenausbildung, in: Weischenberg, S. (Hrsg.): Journalismus & Kompetenz. Qualifizierung und Rekrutierung für die Medienberufe, Opladen, S. 213-228.
- WEISCHENBERG, S./KRIENER, M. (1998): Journalistik. Theorie und Praxis aktueller Medienkommunikation, Band 3: Quiz und Forum (Fragen/Antworten, Diskussionen, Evaluation), unter Mitarbeit von Wiebke Loosen, Opladen.

#### Die Autoren

**Jens Bergmann**, Jg. 1964, studierte an der Universität Hamburg Psychologie und Journalistik. Im Anschluss volontierte er bei einer Fernsehproduktionsfirma, schloss außerdem die Henri-Nannen-Schule (Gruner + Jahr) ab. Danach arbeitete er fünf Jahre lang als Redakteur bei dpa und bei der „Hamburger Morgenpost“, im Anschluss zwei Jahre als freier Autor u. a. für das Wirtschaftsmagazin „brand eins“, „Spiegel Reporter“, „Bild der Wissenschaft“ und „Merian“. Seit September 2001 ist Bergmann Redakteur bei „brand eins“. Er arbeitet als Lehrbeauftragter am Institut für Journalistik und Kommunikationswissenschaft der Universität Hamburg.



Quelle: Stefan Ostermeier

**Prof. Dr. Bernhard Pörksen**, Jg. 1969, studierte Germanistik, Journalistik und Biologie in Hamburg und den USA (Pennsylvania State University), volontierte beim „Deutschen Allgemeinen Sonntagsblatt“ und arbeitet seit über zehn Jahren als Journalist und Sachbuch-Autor. Nach seiner Promotion (1999) mit einer Arbeit über die Sprache und die Medien neonazistischer Gruppen hat er an der Universität Greifswald die Studieneinheit „Schreibpraxis“ aufgebaut und geleitet. Seit 2001 ist er in Forschung und Lehre (Schwerpunkt: Medienpraxis) am Institut für Journalistik und Kommunikationswissenschaft tätig; zahlreiche Veröffentlichungen in Fachzeitschriften sowie diverse Bücher (u. a. mit Heinz und Foerster sowie Humberto Maturana), die in mehrere Sprachen übersetzt wurden.



## ABC des Zeitungs- und Zeitschriftenjournalismus

Hochaktuell präsentiert sich das im Januar 2006 erschienene „ABC des Zeitungs- und Zeitschriftenjournalismus“. In 19 umfangreichen Kapiteln bietet der Autor Volker Wolff das handwerkliche Know-how für Journalisten im Printsegment. Dass er dabei nicht bei Themenfindung, -auswahl und journalistischen Präsentationsformen halt macht, ist eine der Stärken des „Lehrbuchs für Praxis und Studium“.

Mit Nachrichten und Nachrichtenauswahl liefert gleich das erste Kapitel besonders Neulingen einen soliden Ausgangspunkt für die weitere Arbeit, denn was ist Journalismus ohne berichtenswerte Nachrichten? Analog zum alltäglichen Arbeitsablauf werden im Folgenden Grundsätze, Möglichkeiten und Formen der Recherche (Kapitel 2) beschrieben. Wer hier allerdings noch keine Vorkenntnisse hat, sollte ergänzend eine der zahlreichen Literaturempfehlungen am Kapitelende

aufgreifen. Aufgrund der Komplexität seines Inhaltes kann dieses Buch in den einzelnen Themenbereichen nur überblickshaft arbeiten. Dies gereicht ihm aber kaum zum Nachteil, sind doch die Literaturempfehlungen zum Abschluss jedes Themengebietes umfangreich und aktuell.

Mit wenigen gezielten Richtlinien, wie „kurz“, „klar“, „bildhaft“ und „distanziert“ schreiben, wird auf die spezifische Sprache der Presse (Kapitel 3) eingegangen. So pauschal dies klingen mag, es wird anschaulich an Beispielen und mit Arbeitstipps versehen („Endungen ansehen“, „Silben zählen“, etc.) präsentiert und liefert so konkrete Hilfestellung für den Arbeitsalltag. Weitere sprachliche Besonderheiten zu einzelnen Darstellungsformen, z. B. „Die Sprache des Features“, finden sich in den entsprechenden Abschnitten des Buches. Aber auch hier: Es geht noch ausführlicher, wie die Literaturliste nicht verschweigt.